



Leopoldina
Nationale Akademie
der Wissenschaften

Schneller, höher, weiter?

Wissenschaftskommunikation in Zeiten der multiplen Krise

Prof. (ETHZ) Dr. Gerald Haug, Präsident der Leopoldina

Joint Academy Day der ÖAW

Wien, 1. Februar 2023

– Es gilt das gesprochene Wort! –

[1. Einleitung]

Sehr geehrter Herr Präsident, lieber Herr Faßmann,
sehr geehrte Mitglieder der Österreichischen Akademie der
Wissenschaften und der Leopoldina,
meine Damen und Herren!

[1.1 Wissenschaftsakademien und Wissenschaftskommunikation]

Wissenschaftsakademien sind Organisationen zur Förderung der
Wissenschaftskommunikation. Seit dem 16. Jahrhundert entstanden
in Europa Wissenschaftsakademien, um den Austausch unter ihren
Mitgliedern über deren Forschungstätigkeit in immer größeren

Netzwerken zu koordinieren und zu beschleunigen. Ergänzt wurde die Kommunikation unter Wissenschaftlern und noch wenigen Wissenschaftlerinnen um den Transfer wissenschaftlicher Informationen in andere Bereiche der Gesellschaft. So ist die National Academy of Sciences während des amerikanischen Bürgerkriegs ausdrücklich mit dem Zweck gegründet worden, die politischen Entscheidungsgremien in Washington, D.C. zu beraten. Mittlerweile verstehen sich Wissenschaftsakademien, die oft eigene Forschungseinrichtungen unterhalten, auch als Dialogpartner einer Öffentlichkeit, die einerseits an den Ergebnissen der Wissenschaft und ihrer Anwendung interessiert ist, andererseits Befürchtungen hegt, dass bestimmte Erkenntnisse und Technologien negative Folgen für die Gesellschaft nach sich ziehen könnten.

[1.2 Multiple Krise und Anthropozän]

Die Österreichische Akademie der Wissenschaften und die Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina haben zu ihrem gemeinsamen Joint Academy Day eingeladen, um über Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation zu sprechen, denen sie sich aktuell stellen muss. Bei der Charakterisierung unserer Gegenwart fällt häufig der Begriff der multiplen Krise. Wir assoziieren mit diesem Begriff die Coronavirus-Pandemie samt ihren sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen, den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine und die Anspannung der geopolitischen Lage, die daraus

entstandene Gefährdung einer stabilen und bezahlbaren Energieversorgung sowie – all dies bedrohlich begleitend – den Klimawandel und die sich verschärfende Auseinandersetzung um angemessene Maßnahmen gegen ihn.

Als Geologe verschaffe ich mir gerne eine erste Orientierung in einer solch unübersichtlichen Situation, indem ich die unterschiedlichen zeitlichen Horizonte betrachte, die für die Suche nach Lösungsstrategien eine Rolle spielen. Für die wichtigsten Fragen, mit denen sich die Wissenschaftsakademien beschäftigen, gilt: Sie betreffen globale Entwicklungen, in denen kurz-, mittel- und langfristige Veränderungen wechselwirken. Ob die Leopoldina zur öffentlichen Debatte über dringende Entscheidungen wie in der Pandemie beiträgt, ob sie Entwicklungen wie die Digitalisierung analysiert, die über mehrere Jahrzehnte reichen, oder ob sie über anfangs kaum merkliche Transformationen aufklärt, die sich wie der Klimawandel über Jahrhunderte abspielen: Wir müssen ein immer genaueres Sensorium dafür entwickeln, wie sich diese Zeithorizonte miteinander verflechten.

Es gibt einen anderen, ebenfalls weitverbreiteten Begriff, der mit der Einsicht verknüpft ist, dass die Auswirkungen menschlichen Handelns nur noch sinnvoll in der Verschränkung der Zeithorizonte zu verstehen sind. Das Anthropozän – diese Bezeichnung für die gegenwärtige

geologische Epoche wurde von dem Atmosphärenchemiker, Nobelpreisträger und Leopoldina-Ehrenmitglied Paul J. Crutzen geprägt. Damit wollte er ausdrücken, dass die Menschheit zu einer sogar geologisch wirksamen planetarischen Umgestaltungskraft geworden ist. Die multiple Krise unserer Gegenwart macht diesen Gedanken für jeden alltäglich erfahrbar. Die Wissenschaft, so auch Crutzens Hoffnung, kann die Dynamik des Anthropozäns aber nicht nur antreiben, sondern sie auch in gewissem Maße zu steuern helfen.

[1.3 Übersicht des Vortrags]

Die Frage nach den Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation in Zeiten der multiplen Krise möchte ich in drei Schritten behandeln. Zuerst werde ich auf das vorherrschende öffentliche Meinungsbild über Wissenschaft eingehen (2.). Danach skizziere ich eine Erwartungshaltung gegenüber der Wissenschaftskommunikation, die ich für realistisch halte (3.). Abschließend komme ich auf Potenziale der Wissenschaftskommunikation zu sprechen, die mir vor dem Hintergrund dieser realistischen Erwartungshaltung für besonders vielversprechend zu sein scheinen (4.). Unter „Wissenschaftskommunikation“ verstehe ich dabei im Folgenden nicht die Kommunikation unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, sondern den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft einschließlich seiner speziellen Ausgestaltung in der

wissenschaftsbasierten Politikberatung, mit der sich die „Wiener Thesen“ befassen.

[2. Diagnose: Wissenschaft in der öffentlichen Meinung]

Meine Damen und Herren,

kommen wir als erstes zur Diagnose: Welches öffentliche Bild gibt die Wissenschaft in Zeiten der multiplen Krise ab?

[2.1 Einerseits Beschleunigung: Wissenschaft als Innovationsquelle und als Beraterin]

Die Coronavirus-Pandemie und ihre Eindämmung haben eindringlich gezeigt, von welcher existenzieller Bedeutung ein gut funktionierendes Wissenschaftssystem für eine Gesellschaft ist und wie wichtig es ist, durch breit aufgestellte Forschung für künftige Krisen und Probleme gerüstet zu sein. Ich nenne hier beispielhaft die überaus schnelle Neuentwicklung von Impfstoffen. Nur mit einem sehr gut ausgebauten und krisenresistenten Wissenschaftssystem können hochentwickelte Industriegesellschaften wie Österreich und Deutschland eine multiple Krise nicht bloß verkraften, sondern auch die Anreize nutzen, die sie für Innovation setzt.

Die Wissenschaft nahm in der Coronavirus-Pandemie zudem die Funktion einer von Politik und Medien gesuchten Ratgeberin wahr.

Darin zeigt sich, dass gerade in gesamtgesellschaftlichen Krisen wissenschaftsbasierte Analysen und Handlungsoptionen, deren Urheber von politischen und wirtschaftlichen Einzelinteressen unabhängig sind, einen zentralen Beitrag zu rational nachvollziehbaren und somit konsensfähigen staatlichen Entscheidungen leisten können.

In ihrer Funktion als Beraterin musste die Wissenschaft ihr Tempo gleichfalls deutlich beschleunigen. So hat die Leopoldina während der Coronavirus-Pandemie eine Reihe von Ad hoc-Stellungnahmen zur jeweils aktuellen Situation vorgelegt sowie weitere Stellungnahmen zu mittel- und langfristigen Aspekten der Pandemie erarbeitet. Wir gehen davon aus, dass in Zeiten der multiplen Krise dauerhaft großer Bedarf an raschen Beratungsprozessen besteht und eine kontinuierlich bestehende Beratungsinfrastruktur für die kurzfristige Erarbeitung von Analysen und Handlungsoptionen notwendig ist. Um schneller als bisher auf gesellschaftliche Herausforderungen reagieren zu können, hat die Leopoldina daher sogenannte Fokusgruppen eingerichtet. Sie beobachten ständig die Entwicklung in ihrem jeweiligen Themengebiet – etwa „Klima und Energie“ –, um aktuelle Beratungsbedarfe zu identifizieren und gegebenenfalls auch unter Einbeziehung weiterer Expertinnen und Experten kurzfristig Positionspapiere zu verfassen.

[2.2 Andererseits Verhärtung: Wissenschaft als Quelle von Befürchtungen und Gegner]

Diese Beschleunigung der Wissenschaft in Forschung und Beratung stieß während der Pandemie auf eine sich verhärtende antiwissenschaftliche Einstellung, wie sie zumindest in Bezug auf bestimmte Fachdisziplinen, Forschungsmethoden und darauf basierende Technologien schon vor der Pandemie verbreitet gewesen ist. Denken Sie hier insbesondere an die Gentechnik, die sowohl in Deutschland als auch in Österreich auf breite öffentliche Ablehnung stößt, wobei meinungsprägende Akteure in der Politik diese Haltung eher gefördert als bekämpft haben. Lieber Herr Faßmann, Sie haben in dieser Hinsicht vollkommen zurecht eine „von oben verordnete Wissenschaftsskepsis“ beklagt.

Mein Vorgänger im Amt des Leopoldina-Präsidenten, der Mikrobiologe Jörg Hacker, schrieb 2017 in einem Artikel zur Wissenschaftskommunikation:

„Welche Erfolgsaussichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben, wenn sie über das potentielle Risiko und den möglichen Nutzen ihrer Erkenntnisse für eine breite Öffentlichkeit berichten, hängt ganz wesentlich von ihren Gesprächspartnern ab: Betrachten sie wissenschaftliche Aussagen als empirisch bewährte Informationen,

die sie bei der Suche nach Lösungen für ihre Probleme voranbringen können? Die Entwicklungen in den vergangenen Monaten machen klar, dass eine positive Antwort auf diese Frage nichts weniger als selbstverständlich ist. Ein um sich greifender Generalverdacht gegen Expertise, die Relativierung unliebsamer Tatsachenfeststellungen als bloße Meinungsäußerungen und die gezielte Polarisierung der politischen Debatte – das sind Tendenzen, die der sachhaltigen Kommunikation über Wissenschaft entgegenwirken.“

Zugleich warnte Jörg Hacker damals schon davor, diese Situation seitens der Wissenschaft als Indiz für den Beginn des sogenannten postfaktischen Zeitalters zu betrachten. Die Rede vom postfaktischen Zeitalter, so Jörg Hacker, beruhe nicht nur auf einem geschönten Bild öffentlicher Debatten im 20. Jahrhundert. Wer vom postfaktischen Zeitalter rede, habe es darüber hinaus resigniert hingenommen, dass die Wissenschaft auf verlorenem Posten stehe, und würde wider Willen denen in die Hände spielen, die wissenschaftliches Wissen als wesentliche Informationsquelle für Öffentlichkeit und Politik delegitimieren wollten.

[2.3 Komplexes Meinungsbild zur Wissenschaft in hochentwickelten Industriegesellschaften]

Ich schließe mich der Ansicht Jörg Hackers an. Die Meinungsumfragen, die seit 2014 in Deutschland durch Wissenschaft im Dialog regelmäßig

und letztes Jahr erstmals in Österreich durch die ÖAW durchgeführt worden sind, zeichnen nämlich ein differenzierteres Bild, als es die Rede vom postfaktischen Zeitalter suggeriert. Ich möchte kurz einige Ergebnisse des jüngsten deutschen Wissenschaftsbarometers vorstellen und hoffe, dass in der Podiumsdiskussion nach der Pause die Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen Deutschland und Österreich thematisiert werden.

Die deutschen Wissenschaftsbarometer belegen ein kontinuierlich hohes Vertrauen in die Wissenschaft. Im Jahr 2020 äußerten 60 Prozent der Befragten, dass sie Wissenschaft und Forschung eher oder voll und ganz vertrauen, 2021 waren dies 61 Prozent und 2022 noch einmal ein Prozent mehr, also 62 Prozent. Dies sind Umfragewerte, die um die 10 Prozent über denjenigen in den vorpandemischen Jahren liegen. Begründet wird dieses Vertrauen mit der Expertise von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (67 Prozent der Befragten), mit dem regelgeleiteten und an Standards orientierten wissenschaftlichen Arbeiten (60 Prozent) und mit der Orientierung der Forscherinnen und Forscher am öffentlichen Interesse (49 Prozent). Dementsprechend meinten 50 Prozent der Befragten, dass im Falle einer notwendigen Verminderung der Staatsausgaben die Ausgaben für Forschung nicht gekürzt werden sollten, und für 44 Prozent sollte eine solche Kürzung nur im gleichen Verhältnis wie in anderen

Bereichen erfolgen. Letztlich waren nur 5 Prozent der Meinung, dass die Forschung zu den ersten Einsparkandidaten zählen sollte.

69 Prozent der Befragten haben sich dafür ausgesprochen, dass politische Entscheidungen auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhen sollten. Und noch einmal 10 Prozent mehr, also 79 Prozent der Befragten, stimmten der Aussage eher oder voll und ganz zu, dass Wissenschaftler sich öffentlich äußern sollten, wenn politische Entscheidungen Forschungsergebnisse nicht berücksichtigen. Doch wenn 50 Prozent der Befragten es nicht als Aufgabe der Wissenschaft sahen, sich in die Politik einzumischen, dann ist diese Information für mich nicht wirklich hilfreich. Denn was heißt „einmischen“? Hier stoßen wir an eine analytische Grenze solcher repräsentativen Umfragen, und wir müssen trotz der verbliebenen Unklarheit mit eigenen strategischen Überlegungen über die Ziele und Methoden der Wissenschaftskommunikation beginnen.

[3. Erwartungen: Was Wissenschaftskommunikation realistisch leisten kann]

Meine Damen und Herren,

vor dem Hintergrund des gerade grob nachgezeichneten Bildes der Wissenschaft in der öffentlichen Meinung möchte ich nun die Erwartung beschreiben, die Wissenschaftlerinnen und

Wissenschaftler realistisch an die Wissenschaftskommunikation richten sollten.

[3.1 Schneller, höher, weiter: Wissenschafts- als Krisenkommunikation]

Mein Eindruck ist, dass die meisten Repräsentantinnen und Repräsentanten des Wissenschaftssystems wie auch zahlreiche Wissenschaftspolitikerinnen und -politiker von der Wissenschaftskommunikation außerordentlich viel erwarten. Denn wenn die Bedeutung der Wissenschaft für die Gesellschaft so hoch ist, wie wir es zurecht unterstreichen, müsste sich das öffentliche Interesse doch in einem hohen Maße auf sie richten. Jedes Desinteresse an Wissenschaft erscheint dann als durch mehr und bessere Wissenschaftskommunikation zu behebendes Defizit. Und zwar als ein möglichst schnell zu behebendes Defizit, weil gerade in Zeiten der multiplen Krise ein Desinteresse an Wissenschaft als Frühstadium von Wissenschaftsskepsis gedeutet wird.

Wissenschaftskommunikation wird so zu einer auf Dauer gestellten Krisenkommunikation. Wir werden von ihr unentwegt fordern, dem Motto der modernen olympischen Spiele zu folgen: „citius, altius, fortius“, was im Deutschen meist als „schneller, höher, weiter“ übersetzt wird. Das könnte beispielsweise heißen: Unsere Pressestellen sollten über Forschungsergebnisse schon berichten, bevor das Peer Review für ihre Veröffentlichung abgeschlossen ist. Ein

aussagekräftiges Maß für die Reputation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sollte die Anzahl der Follower in den Sozialen Medien sein. Forscherinnen und Forscher sollten insgeheim ermuntert werden, ihre Resultate möglichst offensiv zu interpretieren, damit sie auch in landesweit ausgestrahlten Nachrichtensendungen Beachtung finden.

[3.2 Realismus: Gesellschaftliche Relevanz und öffentliches Interesse korrelieren nicht]

Wir sind gut beraten, präziser zu fassen, was wir eigentlich meinen, wenn wir erwarten, dass die gesellschaftliche Relevanz der Wissenschaft und das öffentliche Interesse an ihr korrelieren sollten. Hier möchte ich mich einem hellstichtigen Analytiker der modernen Gesellschaft anschließen, auf den Herr Faßmann in seinen Begrüßungsworten Bezug genommen hat. Es handelt sich um Max Weber und seinen Vortrag „Wissenschaft als Beruf“, die er 1917 gehalten hat. Er beschreibt darin den Prozess der Rationalisierung, den unsere Industriegesellschaften vor allem infolge des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts durchlaufen haben. Und er unterstreicht nachdrücklich:

„Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet [...] *nicht* eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet

etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man *nur wollte*, es jederzeit erfahren *könnte*, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch *Berechnen beherrschen* könne. Das aber bedeutet: die Entzauberung der Welt.“

Für Max Weber entspricht also der hohen gesellschaftlichen Relevanz der Wissenschaft keineswegs ein entsprechend hohes dauerhaftes Interesse der Öffentlichkeit an Wissenschaft im Sinne von wissenschaftlichen Kenntnissen. Diese Einschätzung ist meiner Ansicht nach heutzutage noch zutreffender als zu Webers Zeiten. Denn die Wissenschaftssysteme unserer Gesellschaften haben seit dem Zweiten Weltkrieg einen enormen Wachstumsprozess durchlaufen, der zahlreiche qualitative Folgen nach sich zieht. So differenziert es sich thematisch und institutionell immer mehr. Eine steigende Anzahl von Subdisziplinen und Wissenschaftseinrichtungen verstärkt aber die Kommunikationsschwierigkeiten im Inneren des Wissenschaftssystems wie nach außen in die Gesellschaft hinein.

Mit Max Weber formuliert: Angesichts der rasant fortschreitenden Entzauberung der Welt wächst die Schere zwischen dem, was wir als einzelne Bürgerinnen und Bürger auf Grund des aktuellen Forschungsstands an wissenschaftlichen Kenntnissen über unsere

Lebensbedingungen haben können, und dem, was jeder und jede einzelne von uns tatsächlich an wissenschaftlichen Kenntnissen haben. Umso wichtiger wird, um Weber nochmals zu zitieren, „das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man *nur wollte*, es jederzeit erfahren *könnte*“. Auf dieses Wissen und dieses Vertrauen kommt es meiner Ansicht nach auch dann an, wenn wir realistisch darüber sprechen wollen, was Wissenschaftskommunikation leisten soll.

[4. Potenziale: der Zehn-Punkte-Plan der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen]

Meine Damen und Herren,
zum Abschluss möchte ich auf einige aus meiner Sicht wichtige Ideen zur Weiterentwicklung einer realistischen Wissenschaftskommunikation hinweisen, die schon vor der Pandemie zur Diskussion gestellt worden sind, aber vermutlich erst postpandemisch umfassend aufgegriffen werden können. Hierbei beziehe ich mich auf den Zehn-Punkte-Plan zur Wissenschaftskommunikation, den die Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen zur Wissenschaftskommunikation im Mai 2020 veröffentlicht hat. Zu dieser Allianz gehören neben der Hochschulrektorenkonferenz und den vier großen außeruniversitären Forschungseinrichtungen – also der Max-Planck-Gesellschaft, der

Helmholtz-Gemeinschaft, der Leibniz-Gemeinschaft und der Fraunhofer-Gesellschaft – auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, der Wissenschaftsrat, die Alexander von Humboldt-Stiftung, der DAAD und die Leopoldina. Gemeinsam nehmen die Mitglieder der Allianz zu Fragen der Wissenschaftspolitik, Forschungsförderung und strukturellen Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems Stellung, in diesem Jahr unter Federführung der Leopoldina.

Alle Punkte des Zehn-Punkte-Plans, der eine Vereinbarung zur Entwicklung der Kommunikation der Allianz und ihrer Mitglieder darstellt, kann ich nicht erörtern, aber Ihnen zumindest vier, die mir besonders wichtig erscheinen, kurz vorstellen.

[4.1 Kommunikation über „philosophische“ Aspekte der Wissenschaft]

Die Arbeitsteilung zwischen den großen Organisationen im Wissenschaftssystem sollte sich in ihrer Wissenschaftskommunikation widerspiegeln, damit sie personelle und finanziellen Ressourcen dort einsetzen, wo ihre wissenschaftliche Kompetenz am stärksten ist. Wissenschaftsakademien sind meiner Ansicht nach für die umfassend und langfristig angelegte Kommunikation über generelle Fragen der Wissenschaft prädestiniert. Daher halte ich aus Leopoldina-Perspektive den zweiten Punkt aus dem Allianz-Plan für sehr wichtig. Er lautet:

„Die Mitglieder der Allianz machen noch stärker deutlich, wie sich der wissenschaftliche Erkenntnisprozess vollzieht, welche Rolle die Wissenschaftsfreiheit spielt, was Vorläufigkeit und Vielstimmigkeit in der Wissenschaft besagen und welche Menschen hinter Wissenschaft und Forschung stehen. Damit werben sie für mehr Verständnis für die Prozesse, Bedingungen, Notwendigkeiten und Grenzen von Wissenschaft.“

Diese Themen sollten nicht nur den Gegenstand von wissenschaftstheoretischen Seminaren an philosophischen Fakultäten bilden. Denn sie umfassen das, was wir den kognitiven Kern des Vertrauens in die Wissenschaft nennen könnten. In der Aus- und Weiterbildung dieses Kerns sollte ein langfristiges Ziel der Wissenschaftskommunikation unserer Wissenschaftsakademien liegen.

[4.2 Kommunikation für spezifische Adressatengruppen]

Der nächste Punkt, den ich aus dem Allianz-Plan hervorheben möchte, betrifft kein Themengebiet der Wissenschaftskommunikation, sondern die Perspektive, von der aus kommuniziert wird. Unter Punkt 3 heißt es:

„Die Mitglieder der Allianz werden, auch angesichts eines enormen Wettbewerbs um Aufmerksamkeit, die Empfängerperspektive stärker berücksichtigen und mit ihrer Kommunikation an die jeweiligen Lebenswelten anknüpfen. Sie werden Formate und Instrumente entsprechend weiterentwickeln und umsetzen.“

Bei der Weiterentwicklung der Wissenschaftskommunikation darf es also nicht um ein bloßes Mehr an Kommunikation für ein unbestimmtes Publikum gehen, sondern um die differenziertere Ansprache unterschiedlicher Adressatengruppen. Bei inflationsbereinigt gleichbleibenden, wenn nicht sogar sinkenden finanziellen Ressourcen heißt dies, dass jede Wissenschaftsorganisation in Abhängigkeit von ihrer Mission gewichten muss, welche Empfänger sie vorrangig mit ihren Kommunikationsaktivitäten ansprechen will. Dies ist übrigens auch in der wissenschaftsbasierten Beratung eine unabdingbare Voraussetzung für die Wirksamkeit beispielsweise einer Stellungnahme.

[4.3 Kommunikation in filmischen und fiktionalen Formaten]

Die differenzierte Ansprache unterschiedlicher Adressatengruppen muss nicht gleichbedeutend sein mit der Vernachlässigung von Wissenschaftskommunikation, die auf größere Reichweite zielt. Auch die sogenannte breite Öffentlichkeit ist gewissermaßen eine spezielle

Adressatengruppe, die mit spezifischen Formaten über bestimmte Medien angesprochen werden muss. Hierzu heißt es in Punkt 4 des Allianz-Plans:

„Die Mitglieder der Allianz werden auf eine stärkere Präsenz von Wissenschaft in audiovisuellen Medien und fiktionalen Formaten setzen, um ein größeres Publikum zu erreichen.“

Im aktuellen Wissenschaftsbarometer der ÖAW haben 49 Prozent der Befragten der Aussage zugestimmt, dass sie sehr häufig oder häufig Filme und Serien anschauen, in denen es auch um Wissenschaft und Forschung geht. Ich vermute, dass sich hier die Nerds mit denen mischen, die eher selten Science Slams besuchen oder Wissenschaftsblogs lesen. Und ich vermute auch, dass die Lektüre von Science Fiction auf das Wissenschaftsverständnis vieler Schülerinnen und Schüler weiterhin einen starken Einfluss ausübt, auch wenn dies durch repräsentative Umfragen nur schwer belegt werden kann.

Um audiovisuelle Medien und fiktionale Formate für die Wissenschaftskommunikation erfolgreich zu nutzen, bedarf es Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die den experimentellen Geist der Forschung auf ihr Engagement in der Wissenschaftskommunikation anwenden. Wissenschaftsakademien können hier Brückenbauer sein. So nimmt die Royal Society

Filmemacher wie David Attenborough und Schriftsteller wie Bill Bryson als Honorary Fellows auf. Die Leopoldina kooperiert mit dem Silbersalz-Festival für Wissenschaft und Medien, und ich bin sicher, dass auch die ÖAW ähnliche Aktivitäten unterstützt. Für neue Ideen sollten wir im Bereich zwischen Wissenschaft, Film und Literatur besonders offen sein.

[5. Schluss]

Meine Damen und Herren,

ich habe meinen Vortrag mit der These begonnen, dass Wissenschaftsakademien Organisationen zur Förderung der Wissenschaftskommunikation sind, und am Ende bin ich bei Science Fiction gelandet. Ich hoffe, dass Ihnen meine Ausführungen über die Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation im Zeitalter der multiplen Krise dennoch nicht wie pure Fiktion oder bloße Zukunftsmusik vorgekommen sind.

Aber selbst, wenn dies der Fall sein sollte, wird der heutige Joint Academy Day dazu beitragen, dass der zehnte Punkt des von mir zitierten Allianz-Plans keine Zukunftsmusik bleibt. Er lautet:

„Die Mitglieder der Allianz intensivieren den nationalen und internationalen Austausch zu Forschung und Best Practice in der

Wissenschaftskommunikation. Darüber hinaus beziehen sie internationale Entwicklungen und Perspektiven in ihre Kommunikation ein.“

Unser österreichisch-deutsches Gespräch über Wissenschaftskommunikation könnte ein Kristallisationskeim dieses internationalen Austauschs werden.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!